



Deutsch Kroner Heimatbrief

Monatschrift der Heimatvertriebenen aus
der Stadt und dem Kreise Deutsch Krone
Der Heimatbrief erscheint Monatsmitte



Herausgegeben von der Kreisgruppe Dt. Krone
Grenzmark Posen - Westpreußen, Hannover,
in der Pommerischen Landsmannschaft



Springe, 15. Oktober 1953

3. Jahrgang — Nummer 10

Recht muß Recht bleiben

Kurz nach den Bundestagswahlen hatte der Bundeskanzler eine Unterredung mit dem Vertreter einer Nachrichtenagentur, die daraufhin berichtete, der Kanzler habe in einem Interview den Vorschlag eines „deutsch-polnischen Kondominiums“ jenseits von der Oder und Neiße gemacht. Diese Nachricht erregte in den Kreisen der Heimatvertriebenen um so größere Beunruhigung, als die Kondominium-Frage bereits auf dem Bundestreffen der Schlesier in Köln Anlaß zu zum Teil stürmischen Protesten gegeben hatte, als der frühere Reichstagspräsident und Alterspräsident des Bundestages, Paul Löbe, in seiner Rede einen ähnlichen Vorschlag gemacht hatte. Im Zusammenhang damit hatte der Sprecher der Landsmannschaft Schlesien, Min. Rat Dr. Rinke, in der Vertriebenen-Presse einen Artikel veröffentlicht, in dem er auf die Gefahren hinwies, die ein solches Projekt für die Vertretung des deutschen Rechtsanspruches auf die Heimatgebiete der Vertriebenen von jenseits der Oder und Neiße auslösen könne. Dr. Rinke hatte hervorgehoben, daß die Vertriebenen unabänderlich den Rechtsstandpunkt einnehmen: Daß die deutschen Ostgebiete völkerrechtlich nach wie vor deutsches Staatsgebiet sind und daher nichts anderes in Frage komme als eine Rückkehr aus der polnischen in die deutsche Verwaltung. Diese Stellungnahme dürfte dem durch den Wahlkampf voll in Anspruch genommen gewesenen Bundeskanzler nicht mehr rechtzeitig zur Kenntnis gelangt sein.

Aufgrund der sofort aus den Kreisen der Heimatvertriebenen im Zusammenhang mit der AP-Meldung laut werdenden Proteste — insbesondere veröffentlichte auch der Bundesvorstand des BHE eine entsprechende ablehnende Erklärung — gab das Bundespresse- und Informationsamt eine „Richtigstellung“ heraus, in der es hieß, daß der Kanzler dem AP-Vertreter kein regelrechtes „Interview“ gewährt habe und daß „im weiteren Verlauf des Gesprächs die Möglichkeit der Heranziehung einer internationalen Körperschaft, wie z. B. der Vereinten Nationen, bei der Regelung dieser Frage erörtert“ worden sei. In dem „z. B.“ wurde dabei allerdings eine Bestätigung der Ursprungsmeldung gesehen.

Zwei große Landsmannschaften: die Pommern und die Ostpreußen befaßten sich sogleich mit dieser Frage. Eine einberufene Vertretertagung der Pommerischen Landsmannschaft beschloß in Hamburg eine Erklärung, in welcher der

„Wenn auf der Welt Gerechtigkeit herrschte, wäre es hinreichend, sein Haus gebaut zu haben, und es bedürfte keines anderen Schutzes, als dieses offenbaren Eigentumsrechts. Aber weil das Unrecht an der Tagesordnung ist, so ist erfordert, daß, wer das Haus gebaut hat, auch instande sei, es zu schützen.“

Arthur Schopenhauer

gleiche Standpunkt zum Ausdruck gebracht wird, den für die Schlesier bereits vorher deren Sprecher vertreten hatte. Und auf einem Landestreffen der Ost- und Westpreußen sowie Danziger in Baden-Württemberg wandte sich auch der Sprecher der Ostpreußen, Dr. Gille, aufs schärfste gegen den „Kondominium“-Gedanken.

Der Außenminister der polnischen Exilregierung, Sokolowski, erklärte, die Exilregierung sei nach wie vor der Auffassung, daß die Oder-Neiße-Linie die „deutsch-polnische Grenze“ sei. Und noch schärfer wandte sich der Sprecher der „Rada Polityczna“ — der führenden Oppositionsgruppe der polnischen Emigranten — gegen den „Kondominium-Vorschlag“.

Alle diese exilpolnischen Vorbringen tragen den Charakter der Zweckpropaganda zu deutlich, als daß sie selbst im Auslande Glauben finden könnten. Schließlich beweist gerade jenes Interview, wie sehr man sich auch in Bonn der Frage der Ostgebiete annimmt, von der der ame-

Das Bild der Heimat



Deutsch Krone

Pavillon am Stadtsee

Die in der September-Ausgabe des Heimatbriefes auf Seite 2 gesetzte Bildunterschrift muß richtig heißen „Am Stadtsee“ nicht Schloßsee.

rikanische Publizist Ingrim einmal gesagt hat: In dieser Hinsicht müsse die deutsche Politik ein „Meisterstück“ vollbringen. Ebenso ist es natürlich gänzlich abwegig, wenn man aus der Tatsache der Erörterung des Kondominium-Gedankens die Folgerung ziehen wollte, deutscherseits sei der klare Rechtsstandpunkt in der Frage der Oder-Neiße-Gebiete „aufgegeben“ worden. Es handelt sich dabei ohne jeden Zweifel um den Vorschlag einer Uebergangslösung, der seinem ganzen Wesen nach schon deshalb hypothetisch war und ist, da er erst dann in den Zustand ernsthafter Erörterungen treten könnte, wenn eine freie polnische Regierung in ihrem Lande fungiert.

So ist festzustellen, daß der bisherige Weg der deutschen Heimatvertriebenen sich als der richtige erwiesen hat und daß von ihm weder abgewichen zu werden braucht, noch abgewichen werden kann: Für die Versöhnung mit dem polnischen Volke im Geiste der „Charta der Heimatvertriebenen“ immer wieder einzutreten und zugleich den deutschen Rechtsanspruch auf die Heimatgebiete der Vertriebenen jenseits der Oder und Neiße ebenso immer wieder zu proklamieren wie für die Anerkennung des Heimatrechts der Vertriebenen überhaupt als unveräußerliches Menschenrecht einzutreten!

Prof. Dr. Kurth

Unser Gespräch mit Freunden

„Muttersprache, Mutterlaut, wie so wonnenvoll, so traut...“ Dies anheimelnde Gefühl beherrschte mich, als ich nach Jahren erstmals wieder mit lauter „echten Kronern“ in Hannover zusammensaß. Wer sie waren? Kurz gesagt: alle diejenigen, die einmal diesen freundlichen Heimatbrief ins Leben gerufen, und denen man Dank für ihren Idealismus wie für ihre Tatkraft schuldet. Und dieser Heimatbrief steht, das war die allgemeine Feststellung, und um seine weitere Entwicklung ist mir nicht bange. Dabei hoffe ich auf die freundliche Mitarbeit all der lieben Schicksalsgefährten aus dem Deutsch Kroner Land, alten wie jungen, und nicht zuletzt der Frauen, die ja das berühmte mütterliche Herz für unsere Vereinigung mitbringen.

Selbstverständlich sprachen wir von dem, was alle bedrückt, daß wir ein Volk ohne Raum, Menschen ohne Ar und Halm, geworden sind, in des Wortes schlimmster Bedeutung.

Mich beschäftigt diese bauerliche Tragik deshalb besonders, weil ich kurz vorher dem einstigen Besitzer von „Hungerwerder“, Hugo Schröder (Dt. Krone) jetzt Lich/Ob.-hessen, Mengesgasse 11, einen Besuch zum 70. Geburtstag machte. Dieser unverwundliche Landsmann kam gerade mit dem Rucksack von seiner Sattel — wie man in Hessen das kleinste Stückchen Land nennt. Und dies in dem so gesegneten hessischen Landstrich der Wetterau. Von Hunderten von Morgen daheim auf jetzt 1000 qm! Doch Frau Schröder, die ich in ihrer Mansardenwohnung traf, berichtete mich auf nur 100 qm! Sie hatte gleich einen Fluchtbericht für mich bereit, den wir gelegentlich abdrucken wollen. Ja, der gute Schlag der Schröders lebt noch, hoch aufgeschossen und unverwundlich trotz allem! Und nur so konnten sie früher auf dem Hof, den man einst mit 1 Hund, 1 Katze, 1 Kalb und verfallenen Gebäuden übernahm, etwas werden. Der Name Hungerwerder war übrigens kein Flurname, wie ich selbst immer annahm. „Hungern werdet Ihr“ hatte nach der Uebnahme ein Alteingesessener, der 1911 verstorbene Buchdruckereibesitzer Franz Garms, Deutsch Krone, dem neuen Besitzer zugerufen. So kamen wir auf „Tralöd“ zu sprechen, die spätere Siedlung „Wilhelmshorst“, eine Sandbüchse hatte dazu einmal ein alter Deutsch Kroner gemeint. „Was ist aus Herrn Dolscius (Dt. Krone) geworden“, fragte das Geburtstagskind. Wer etwas darüber weiß, möge es uns mitteilen.

Es interessiert uns überhaupt, wer inzwischen wieder zu Boden unter den Füßen gekommen ist. Mit Zahlen läßt sich zwar trefflich streiten, aber aus dem weiten Kroner Land stehen noch die meisten ohne Scholle da. Es ist doch nicht zu vergessen, daß unser Heimatkreis nicht allein zur Korn-, sondern auch zur Kartoffelkammer des Reiches gehörte. Die Kreise Deutsch Krone, Flatow und Schlochau hatten die bedeutendsten Kartoffelvermehrungsbetriebe im Osten. Und exportierten sogar dies Saatgut vom „Gold der Grenzmark“.

Einer dieser bekannten Saatgutzüchter war Mackensen, Geglenfelde, Krs. Schlochau. Und die Besitzerin dieses Gutes hat sich den Ehrennamen „Kartoffelfrau“ verdient. Sie veranstaltete alljährlich in Berlin ein großes „Kartoffelessen“, um die Gerichte aus Erdäpfeln noch volkstümlicher zu machen. Wie mag es dieser Familie heute ergehen? Zufällig fand ich im „Schlochauer Kreisblatt“ ein Gedicht, wohl eines Sohnes der Genannten, das mir fast ein Trostwort für all unsere Bauern ohne Land vorkam.

Erntedank eines Vertriebenen:

Zuerst gelang's ihm nicht, das Händefalten,
weil er verbittert von den alten
Erinnerungen an die eigne Scholle,
nicht danken konnte — danken wollte. —
Doch dann erstarben Trotz und Gram
und seine Lippen stammelten vor Scham:
„Vergib mir, Herr —
ich muß das Nehmen ja erst lernen —
und darf ich selbst auch nicht mehr ernten,
so sei mein tiefster Dank Dir dennoch dargebracht
dafür, daß Du mich immer satt gemacht“

Winfried-B. Mackensen, Geglenfelde

Besonders dankbar sind wir für jede Nachricht, die etwas darüber sagt, wie es jetzt in der alten Heimat aussieht, auch jeder kurze Hinweis darüber ist erwünscht. Und weiter ist die Suche nach bisher nicht registrierten Kreisbewohnern wichtig. Jede Postkarte leistet da einen guten Dienst. Schreiben Sie an unsern Landsmann Karl Dinger, Hannover, An der Strangriede 41.

Ich selbst fand neulich bei einer Durchfahrt durch Weidenau/Sieg zufällig das Firmenschild von Bruno Kütwert (Dt. Krone), jetzt soll er in Lethmathe/Westf. wohnen. An anderer Stelle wurde mir ein Jubiläumsgedicht der Deutsch Kroner Sanitätskolonne überreicht, die gleichsam ein Mitgliederverzeichnis war. Kennen Sie noch außer dem so schicksalhaft umgekommenen Konrektor Steinke, Constant, Jasnau.

Bekannt geworden ist uns auch die Anschrift unseres einstigen Deutsch Kroner Mitbewohners Franz Schauwecker, jetzt (13b) Günzburg/Donau, Augsburger Straße 55, der nach dem ersten Weltkrieg die so mutigen Bücher „So war der Krieg“ und „So ist der Friede“ schrieb, die geradezu ein Zeitdokument darstellten. Wir wollen in Kürze ein tiefempfundenes Erlebnis aus dem letzten Krieg von ihm bringen. Leider ist der Verfasser vom Schicksal stark geschlagen und soll fast blind sein.

Heimatleiw un Mudderspraak

Heimatleiw un Mudderspraak
sünd för uns 'ne hillig Saak!

Wer för Plattdütsch sick schaniert,
der is keinen Dreier wiert.

Holl dien Muul un dau dien Wark,
stäk die nich in jeden Quark,
nicks as dusend flitig Hän'n
maken unse Noot ein En'n.

Hest du Arbeit, hest du Brot,
denk an anner Lüd ehr Noot,
Frag nicht lang, ob drög, ob natt,
giw ehr wat! Gott säg'n dat.

Walter Schröder.

Doch nicht allein Worte sollen unsere große Gemeinschaft untermauern, sondern auch Taten. So erinnert Frau Gramse, Hannover, Volgersweg 12, an die Paketaktion, für die noch tatkräftige Frauen zur Mitarbeit gesucht werden. Ein schönes Beispiel dafür bleibt die so freudig betätigte Schiko-Spende. Echte Kameradschaft ist alles, gerade in der Not!

Mit herzlichem Heimatgruß
Euer Otto Kniese

Das Dokumentenwerk des Grauens

Die der polnischen Exilregierung nahestehende Tageszeitung „Dziennik Polski“ behauptet in einem Kurzbericht über das Erscheinen des großen Dokumentenwerks über die Austreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, es handele sich dabei „um eine Publikation, die unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit propagandistische Zwecke“ verfolge. Unter Hinweis darauf, daß das Dokumentenwerk von dem „Flüchtlingsministerium“ herausgegeben worden sei, bringt jedoch der „Dziennik Polski“ einige der angegebenen Zahlen, die das ganze Ausmaß der Austreibungen und die schweren Menschenverluste deutlich machen, ohne Kommentar.

Als erste volkspolnische Zeitung hat das Warschauer Tageblatt „Zycie Warszawy“ zu dem vom Bundesministerium für Vertriebene herausgegebenen Dokumentenwerk über die Austreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa Stellung genommen. In dem diesbezüglichen Artikel des kommunistischen Blattes wird der wissenschaftliche Charakter der Veröffentlichung bezweifelt und behauptet, es handle sich um eine Serie revanchistischer Publikationen. — Wo so klare Zahlen als ein Dokument des Grauens sprechen, da sollte es auch die Gegenseite unterlassen, zu versuchen, das Tatsachen-Material zu zerpflücken.

D. R.

Die Wahrheit will man nicht hören

Während es eine Zeitlang den Anschein hatte, als würde die polnischsprachige Presse der Vereinigten Staaten in der Frage der Oder-Neiße-Linie eine gemäßigte Haltung einnehmen als die chauvinistischen Exilpolen, geht nunmehr aus einer Reihe von neueren Artikeln hervor, daß die Amerikaner wieder ganz auf die exilpolnische Linie zurückgefallen sind. So wendet sich der in Buffalo erscheinende „Dzienik dla Wszystkich“ aufs schärfste gegen den geflüchteten polnischen Piloten Leutnant Jarecki, obwohl dieser wegen seiner Flucht nach Bornholm mit einer MIG-Maschine eine Zeitlang gerade von den Amerika-Polen außerordentlich gefeiert worden war. Leutnant Jarecki hatte aber der Wahrheit gemäß in einem Presse-Interview erklärt, daß in den unter polnischer Verwaltung stehenden Oder-Neiße-Gebieten „jetzt noch nach acht Jahren Unkraut auf den Feldern wächst, die einstmals zu den fruchtbarsten Europas gehörten.“ Das amerikapolnische Blatt wirft Jarecki vor, daß er damit gegen den ungeschriebenen Kodex der nationalen Ehre verstoßen habe.

Der in Detroit erscheinende „Dziennik Polski“ veröffentlicht einen Artikel, in dem es heißt, daß nach dem Dritten Weltkrieg nicht nur die Sowjetunion, sondern auch Deutschland in viele kleine Staaten zerschlagen werden müßten, außerdem findet sich eine Reihe von Aufsätzen über „die unverletzliche polnische Westgrenze an Oder und Neiße.“

Wenn das nicht Liebe ist!

Geschehen im Juli 1945 zu Frankfurt an der Oder

Von Franz Schauwecker, (Dt. Krone) jetzt Günzburg (Donau), Augsburgstr. 55

Ich saß mit meinem um viele Jahre jüngeren Freunde Otto von Ringham zusammen, als er nach vierjähriger Gefangenschaft in Rußland zurückgekehrt war und das übliche Bild der Armseligkeit des Heimkehrers bot. Als er sich nach Monaten in der zuerst fremd gewordenen Heimat zurechtgefunden hatte, kam die Rede eines Abends auf das Thema Frau, Liebe und Ehe.

Indem er den Rauch seiner Zigarre in den Lichtkegel der kleinen Tischlampe blies und ihm nachdenklich nachsah, sagte er: „Ich habe früher oft gedacht, nur ein Hund könne wirklich treu sein, durch dick und dünn, Hunger und Schläge treu, und dann erst käme die Treue des Menschen, des anderen, weißt du, die Treue der Liebe und die der Freundschaft. Ich habe zwei Hunde gehabt, die mir das vorgelebt haben, die unverrückbare Treue bis zum Tode ... jawohl ... aber ich habe meine Ansicht im Kriege noch ändern müssen, das heißt, was die Menschen angeht.“

„Ja ... sagte er langsam mit einem versunkenen Blick auf die grauweiße Asche der Zigarre, „... schön ist das Ding hier ja nicht, bayerisches Deckblatt mit westfälischer Einlage, aber immerhin eine Zigarre ... was ich sagen wollte ... Gleich nach dem Zusammenbruch, den ich in Berlin erlebte, kam ich in ein Gefangenenlager bei Oranienburg. Da waren wir an zweitausend Mann unter strengster Bewachung, Mannschaften und Offiziere. Im Juli hieß es, daß wir allesamt nach dem Inneren von Rußland abtransportiert würden. Uns konnte nur sehr wenig erschüttern, aber dies gehörte zu dem sehr Wenigen. Und da ereignete sich folgendes:“

Er legte die Zigarre beiseite.

„Wir hatten da einen jungen Hauptmann, einen Mecklenburger, der eine Berlinerin geheiratet hatte und seitdem in Berlin beheimatet war. Er hatte keine Ahnung, wo seine Frau war, wie es ihr ging, ob sie überhaupt noch lebte und die Tausende von Luftangriffen auf Berlin überstanden hatte ... nichts, gar nichts. Als wir nun zum Abtransport in Vieh- und Güterwagen verladen wurden und wie die Brätheringe in riesigen Büchsen gepfercht lagen, lag er neben mir. Dann fing er an, seinen Uniformrock abzufühlen, und brachte aus dem Innenfutter etwas zum Vorschein, das mich die Augen aufreißen ließ, drei Kostbarkeiten in unserem ausgeplünderten, höllischen Dasein: eine flache Zigarettschachtel für zehn Zigaretten, einen winzigen Bleistiftstummel und ein abgerissenes Stück Zeitungspapier. „Glück!“ sagte er. „Das ist bei der Durchsuchung entgangen.“ Dann bekritzelte er den weißen Zeitungsrand, wickelte die flache Schachtel mit den Zigaretten ein und steckte sie in die Tasche. Ich fragte nicht, und er sagte nichts. Wenige Stunden später setzte sich unser FD-Luxus-Zug in Bewegung auf nach Sibirien.“

Er nahm die Zigarre wieder zur Hand, tat einen Zug und legte sie mit einem angewiderten Naserümpfen zurück auf den Aschenbecher.

„So rasch verwöhnt man sich“, sagte er. „Damals wären wir selig gewesen, wenn wir auch nur einen alten Stummel von diesem Tabak gehabt hätten ... Ja, also der Zug klapperte und ruckelte mit uns los. Es war eine Luft zum Zerhauen mit der Axt, denn wir hatten nur eine einzige Lüftung im Wagen, ganz oben unter dem Dach, einen vier Finger breiten und armlangen Schlitz für rund hundert Mann. Und mit einemmal ersuchte mich der Hauptmann, ihm meinen Rücken zur Verfügung zu stellen, damit er sich oben draufstellen könne. „Wollen Sie durch den Luftschlitz flüchten?“ fragte ich. Wir legten Wert auf das „Sie“ und auf die strenge Bewahrung der Form unter diesen chaotischen Verhältnissen. „Danke, nein“, sagte er. „Ich will bloß dies Päckchen in den Briefkasten stecken.“ Und dann kletterte er auf meinen Rücken und beförderte die eingewickelte Zigarettschachtel mit einem Schwung ins Freie. Weg war sie. Dann erklärte er mich auf; in der Zigarettschachtel lagen zehn Zigaretten und ein Zettel an seine Frau in Berlin. Der Zettel enthielt nichts als die Worte: „Ich bin auf dem Abtransport nach Rußland. Alles Liebe. Dein Karl.“ Auf dem Zeitungsrand stand: „Der Finder behalte die Zigaretten und bringe den inliegenden Zettel an die Anschrift Sabine Fischer, Berlin-Steglitz, Bismarckstraße 6.“ Der Hauptmann hieß also Karl Fischer. Den Namen werde ich niemals vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werden und den Aufstieg Deutschlands erleben sollte.“

Die Zigarre im Aschenbecher entsandte ihren letzten Rauchfaden und erlosch.

„Ja, und dann kamen wir nach Tagen und Tagen mit nächtelangen Pausen auf Nebengleisen und endlosen Rangieren endlich nach Frankfurt an der Oder. Diese kleine Stadt war damals der größte Umschlags- und Rangierbahnhof östlich von Berlin, namentlich für alle Kriegsgefangenen Transporte. Da blieben wir fast zwei Wochen liegen, zusammen mit Dutzenden von anderen Zügen von jeder Art und Bestimmung.“

Er machte eine Pause und holte tief Atem, und dann fuhr er fort: „Und nun kommt das, was ich meine, mein Lieber, die Geschichte von menschlicher Liebe und Treue, für mich die schönste Liebesgeschichte der Zeit. Unser Zug, draußen am Stadtrand, war ringsum von Russen bewacht. Niemand konnte sich unverdächtig uns nähern und wir lagen in unseren Konservendbüchsen. Als wir acht Tage dort gelegen hatten, wurden die Räder des Zuges samt den Achsen überprüft. Wir hörten schon von weitem das scharfe Klick-Klack, mit dem der kontrollierende Bahnbeamte seinen Hammer am Metall der Räder betätigte, uns interessierte ja jedes kleinste Geräusch als ein Gruß von draußen aus der Freiheit, aus der Freiheit eines restlos besiegten Landes ... verdammt noch mal. Das Geklick und Geklack kam näher, und als es uns beinahe erreicht hatte, hörten wir eine leise Stimme. Und dann war die Stimme unmittelbar draußen vor unserem Wagen und rief: „Karl Fischer aus Berlin?“ Oh, es war ein sehr behutsames und doch sehr eindringliches Rufen. Ich hörte es, und der Hauptmann neben mir hörte es auch. Er fuhr hoch wie angeschoßen. Und dann kletterte er wie damals auf meinen bereitwilligen Rücken und starrte durch den Luftschlitz nach draußen. Da stand ein deutscher Bahnbeamter, ein Mann mit dem Gesicht der Sabine Fischer, seiner Frau, sah sich um, lüftete die Dienstmütze über einer Flut blonder Haare und sagte: „Halt die Ohren steif, Karl. Ich warte auf dich!“ Dann schlug der Hammer gegen Rad und Achsen, und das Geklick und Geklack entfernte sich langsam, aber mein Rücken zitterte unter der Last des Hauptmanns Karl Fischer, denn er war ein schwerer Mann, und er kam nicht herunter, er blieb da oben, mit beiden Händen festgeklammert am Luftschlitz, und starrte nach draußen, obwohl er nichts mehr sah als bloß noch die Schottersteine vom Bahndamm mit etwas Gras dazwischen. Und als er dann endlich herunterkam, war mir der Rücken ganz steif und lahm, aber der Hauptmann war selig ... selig und wie erschlagen zugleich.“

Er schwieg, nahm den Zigarrenstummel zur Hand und betrachtete ihn nachdenklich. Dann sagte er: „Du weißt wohl nicht, wie das damals in der Ostzone war, Sommer 1945. Es ging kein Zug außer russischen und Kriegsgefangenenzügen. Es fuhren keine Autos außer russischen. Eine deutsche Frau war außerhalb ihrer Wohnung ihres Lebens nicht sicher, auch dann nicht, wenn sie alt und unansehnlich war. Ja, sie war nicht einmal in ihrer Wohnung sicher. Der Deutsche war rechtloses Freiwild. Und da hat diese Frau Sabine Fischer auf den Zettel ihres Mannes hin, den ihr ein Eisenbahnbeamter überbracht hatte, sich aufgemacht, um ihren Mann zu finden, sozusagen ins Aschgrau hinein. Sie wußte nur, daß ihr der Bahnbeamte gesagt hatte, Frankfurt an der Oder sei der Ort für die Durchschleusung aller deutschen Kriegsgefangenen und ihr Mann müsse dort durch. Er hatte ihr eine alte Eisenbahneruniform besorgt, und so war sie von Berlin-West nach Frankfurt gekommen. Das sind mit den unvermeidlichen Neben- und Umwegen über hundert Kilometer in der vagen Aussicht, ihren Mann vielleicht zu finden. Auf den Geleisen des Frankfurter Bahnhofs hat sie Dutzende von Zügen mit ihrem Hammer buchstäblich abgeklappert, immer mit dem Ruf „Karl Fischer!“ auf den Lippen, jeden Zug Wagen um Wagen von vorn bis nach hinten, bis ihr endlich aus dem Wagen des zweiundzwanzigsten Zuges die erlösende Antwort kam: „Weiter nach vorn!“

Ich begriff und nickte.

„Wir alle haben den Hauptmann glühend um diese Frau beneidet. Er konnte uns gar nicht oft genug davon erzählen. Als er einmal sehr krank wurde, haben wir ihm alle gesagt: „Du mußt dich für diese Frau gesund erhalten Karl!“ Und er ist durchgekommen, nicht zuletzt, weil ihn der Wille aufrecht hielt und weitertrieb. In den vier Jahren der sibirischen Gefangenschaft war diese Frau für uns alle wie eine Göttin der Versöhnung und wie ein Engel der Hoffnung.“

Ein Spaziergang im Klotzow

Erzählt von K. Gramse.

In gemütlichem Trab lief Pauline vor dem Selbstfahrer die Buchwaldstraße hinab. Zur Rechten öffnete sich der Blick über die tief gelegene Wiese hinweg zum See hinüber, dessen helle Wasserfläche zwischen den Bäumen der Seepromenade hindurchleuchtete. Die letzten Häuser blieben links liegen. „Da vorn ist der Buchwald und dort links am Waldrand liegt unser Bauernhof“, sagte Kurt zu der jungen Dame neben ihm. Sie suchte mit ihren Augen das Gehöft. „Ja, ich sehe den weißen Giebel und dahinter über Bäume hinweg noch ein rotes Ziegeldach.“ „Das erste Haus, sagte Kurt, ist unser Arbeiterwohnhaus, das andere ist unser Wohnhaus.“ Elsa kam zu Besuch aus Berlin und sah nun in der Ferne das Gehöft am Rande des Buchwaldes, auf dem sie einige Urlaubstage auf dem Lande verbringen sollte. Sie war für die offene, stille Landschaft sehr aufgeschlossen. Kurt hatte für diese Stimmung Verständnis, da er selbst einige Jahre in Berlin gearbeitet hat und auch nur einige Urlaubstage zu Hause verlebte. „Heute werden wir uns auf dem Hof noch etwas umsehen, da kannst Du Dich an dem sanften Blick der Kälbchen erfreuen, dann geht es zur Ruhe und morgen werden wir etwas wandern.“

Am nächsten Tag gingen die zwei bei freundlicher Pfingstsonne gleich nach dem Mittagessen den Fußweg durch den Buchwald am Sportplatz vorbei, an dem Kurt noch selbst beim Stubbenroden mitgeholfen hat, und an der Wirtschaft vorbei die Treppen hoch. Der früheren Seufzerrlaube und des Kaiser-Friedrich-Denkmal wurde in einigen Erinnerungsworten gedacht. Ueber die Treppen absteigend standen sie am Seeufer und gingen auf die Brücke.

„Wir haben hier im Osten zahlreiche Seen, die unserem Stadtsee — der alte Name ist Radaunensee — ähneln, schmale, in der Nord-Süd-Richtung verlaufende Rinnen mit Höhenzügen zu beiden Seiten. Diese Rinnen sollen in der Eiszeit von den nach Süden geschobenen Eisbergen verursacht sein. Sie haben das Land aufgerissen und zur Seite gedrängt. An den Ufern solcher Seen findet man vielfach Quellgebiete, wo die Wasser an den Schnittstellen zu Tage treten. Am Stadtsee gibt es solche Stellen nicht.“ „Weshalb hat die Brücke in der Mitte wohl diese Erhöhung?“ „Sicherlich, damit die Boote besser hindurch können“, meinte Elsa. „Kann sein, aber ich glaube, damit die Bauern nicht heimlich mit Pferd und Wagen über die Brücke fahren sollten. Der Weg über die Brücke wäre eine Zeitersparnis von 2 Stunden.“

Der Klotzow nahm die beiden auf, dieser uralte Wald, der schon vor der deutschen Besiedlung einen Namen hatte, den die deutschen Siedler übernommen haben. Es ging die Treppen hinauf zu der Uferhöhe. „Hast Du schon etwas von Wallburgen gehört? Hier sieh Dich genau um“. Aber Elsa sah zunächst nichts. Kurt führte sie auf dem Wall herum. „Wo wir hier stehen, haben vor mehr als 1000 Jahren Menschen gelebt, Slaven, Pomoranen. Sie schufen solche ringförmigen Wallburgen. Der Burgwall, auf dem wir stehen, der zwischen dem Ringwall gelegene Hof sind deutlich zu erkennen und ebenso der breite Graben, der die Burg von drei Seiten umgab. Auf der vierten Seite war der See. Du mußt Dir vorstellen, daß der Graben viel tiefer und der Wasserspiegel des Sees etwa 3 m höher war. Wenn du berücksichtigt, wieviel Bergmasse in den Graben abgerutscht ist, kannst Du Dir eine ungefähre Vorstellung von der Größe der Burganlage machen. Unter den bekannten Ringburgen handelt es sich hier um eine kleineren Ausmaßes. Die Menschen, die unter der Höhe und im Schutze des Burgherrn lebten — es mag auch nur eine Fluchtburg gewesen sein — waren Fischer, Jäger und Bauern. Die Toten wurden auf Kähnen zu einer Insel geleitet, die sich von hier aus in nordwestlicher Richtung etwa 3 km ab befindet, und bestattet. Dort bildete das heutige Tonbruchgelände noch einen Teil des Sees. Heute ist die damalige Insel ein Sandhügel, von Kiefern bewachsen und von Wiesen umgeben. Eigentümer ist der Bauer Johannes Fenske. Die Kaninchen graben heute noch zuweilen menschliche Gebeine aus. — Wo wir hier stehen, wollte man früher einmal einen Bismarkturm errichten. Es ist durchaus kein Nachteil, daß der Bau nicht zustande kam.“

Nach eingehender Besichtigung der ganzen Burganlage und der Buche mit den vielen Namenszeichen ging es den Weg am Südrand hinab zu der Stelle, an der früher der Burggraben in den See einmündete und jetzt der Weg zum Herthasee bergan führt. Auf der Höhe des Bergrückens, der

zwischen dem Burggraben und dem Herthasee liegt, wird die Promenade von dem Fahrweg überquert, der von der Trift herkommend an den Buchbergen vorbei zur Kienbucht führt. Die Eiche an der Wegkreuzung hat jetzt keinen Namen, früher hieß sie Dreikaisereiche. Der Höhenweg zum Herthasee führt zur Moltke-Eiche, unter der eine einfache Holzbank steht. Die beiden setzten sich und nahmen das Bild des Herthasees, der durch die Uferbäume zum Teil verdeckt war, in sich auf.

„An dieser Stelle, wo wir sitzen, sollte eigentlich Hermann Löns, der in Dt. Krone aufgewachsen ist und in unserer Umgebung seine ersten Naturstudien trieb, einen Gedenkstein erhalten. Der passende Findling wurde im Buchwald an unserem Fahrweg zur Chaussee gefunden. In der Inflation löste sich jedoch das gesammelte Geld in nichts auf. Dadurch kam es, daß der Löns-Stein, weil es billiger und einfacher war, am Anfang der Sagemühler Fichten jenseits der Stadt aufgestellt wurde.“

— Und wie gefällt Dir unser Herthasee? Elsa hätte gern einen Spaziergang um den See gemacht, aber der Wanderplan sah die Richtung zur dicken Buche vor. Auf dem schmalen Fußwege dorthin wurde dann auch der Herthasee auf Rügen erwähnt. Elsa meinte, der Herthasee auf Rügen sei nicht so groß wie dieser, aber er sei herber und dunkler und erscheine ihr deshalb reizvoller als dieser sehr schöne Waldsee. Kurt, der den Herthasee auf Rügen ebenfalls kannte, mußte ihr zustimmen und sagte, der dortige See verbinde sich nun einmal mit der Vorstellung von der Göttin Nerthus und diese habe mit unserem See gar nichts zu tun. Der alte Name dieses Sees sei ja auch „kleiner Radaunensee“. Man solle dem See ruhig seinen alten schönen Namen lassen. Auch als Radaunen bleibe er ein herrlicher Waldsee und eine Perle unserer Heimat.

So standen sie bald auf dem Hügel, den die dicke Buche (früher Bismarckbuche) mit ihrer gewaltigen Blattkrone beherrscht. Kein Strauch und keine Pflanze, außer Leberblümchen, kann im Schatten und im Wurzelbereich dieses Baumes gedeihen. Elsa und Kurt faßten sich an und umspannten mit den Armen den Baum, aber es reichte nicht,



Deutsch Krone

Alte Eiche im Klotzow

es fehlte noch fast ein Meter. Schade, daß man die Buche so schlecht photographieren kann. Den Buchenhügel ging es hinab und an den Bahnschienen entlang zum Bahnhaltestelle. Wundervolle Stille ringsum, nur Insekten und Käfergeschwirr und Vogelsang. Da schrillt in dem Wellbechhäuschen eine Glocke (Telefon) und immer wieder schrillt es. Schiene und Telefon, Technik in der weiten Waldeinsamkeit. — Aber nun rechts herum zur dicken Eiche, da liegt nun der Rest eines Baumriesen hinter der schützenden Tannenhecke. Elsa, ein Mädchen aus Berlin, soll sich vorstellen, wie stark die Eiche gewesen sein mag, als sie noch zum Himmel emporragte. Das kann man nicht erwarten. Und so erzählte Kurt, was er von der Eiche wußte. Nach seines Vaters Erzählung waren 7 Männer nötig, sie zu umfassen. Das ergibt einen Umfang von etwa $7 \times 1,70 = 11,90$ m und

einen Durchmesser von etwa 3 m. In den letzten Jahrzehnten waren auf der Nordseite des Baumes große Aeste, die den Umfang starker Eichen hatten, durch Blitzschlag und Sturm abgebrochen, so daß der Baum nur noch an der Südseite stark ausladende Aeste hatte. Das gab ein Ueberge wicht, und in einer Sturmnacht, etwa 1896, stürzte der Baum um. Als der Förster das Unglück entdeckte, fand er auch das Stationsschild verändert, statt „Alte Eiche“ stand da „Alte Leiche“. Aus dem wenigen übrig gebliebenen Geäst gab es noch 40 m Brennholz. Der Stamm fing später unter dem Einfluß des Wetters an, morsch zu werden. Deshalb wurden die offenen Wunden mit Zement ausgegossen. So hat er sich weiterhin noch gut gehalten. Kurt wußte noch zu berichten, daß etwa 200 m nach Stranz zu in der Nähe des Bahndammes bis 1920 die nächstgrößte Eiche des Waldes gestanden hat. Ein Blitzschlag hat sie innen vollkommen aufgerissen, so daß der etwa 1,30 m dicke Stamm nur Brennholz ergab.

Auf einem Fußpfad war es nicht weit zur Trift, vorbei an einer kleinen Baumschule. Da war der Laubwald zu Ende, und der Kiefernwald nahm die Wanderer jenseits der Trift auf. Die Trift ist ein breiter Weg, der von Dt. Krone zum Klotzow führt und den Klotzow gerade durchquert. Auf diesem Weg wurden früher die Viehherden zur Weide in den Wald und auf die Wiesen getrieben. Heute ist er der Hauptweg für die Holz- und Heuabfuhr. Auf dem Jagenweg 32 gingen die beiden, zu beiden Seiten des Weges Kiefern mit Laubsträuchern unterwachsen, mit einem Laubwedel in der Hand zur Abwehr der Mücken. Aus dem Gehölz ertönte das Trommeln der Spechte und manche Vogelstimme, die Kurt seiner Begleiterin erklärte. Die Mücken wurden allmählich zur Plage. Da war auch schon der Waldrand erreicht und der Wiesengürtel, die Dreigroschenwiesen. In der Sonne hielten sich die Mücken nicht auf, und so war es angenehm, frei von diesen Blutsaugern eine Ruhepause einzulegen. Auf der Wiese von Kurts Eltern setzten und legten sie sich in das weiche mit Moospolstern durchsetzte Gras und plauderten, während ein Fasanenhahn im Röhrchen seine krächzende Stimme ertönen ließ. In der Nähe bellten Hunde, die Bauernhöfe waren aber durch das Gehölz jenseits des Entwässerungsgrabens verdeckt. Elsa empfand die Stille und die Naturhaftigkeit der Landschaft mit Wohlbehagen und mochte wohl an den Gegensatz zu der Unruhe und Hast in Berlin und an die Belebtheit der dortigen Ausflugsziele denken.

Dreigroschenwiesen? Kurt zeigte die Grenzen der elterlichen Wiese. Sie war nur 1 Morgen groß, ca. 2500 qm. Jeder Hausbesitzer (Vollbürger) in der Stadt hatte hier früher eine Wiese und zahlte an die Stadt 3 Groschen Zins, heute würde man sagen: Grundvermögenssteuer. Die Wiesen wurden mit den Jahren an die Bauern verkauft. „So hat mein Vater hier diese Wiese gekauft und noch eine andere von 4 Morgen, die weiter nach links, nach Klein-Nakel zu liegt. Die Dreigroschenwiesen sind nicht ertragreich, weil der Wasserabfluß nicht geregelt ist. Am Graben steht die Wiese alle Jahre lange unter Wasser. Bisweilen müssen wir im Juni das Gras aus dem Wasser heraus mähen, nur weil es in diesem Jahr sehr trocken ist, können wir uns hier so angenehm ausstrecken. Am Graben in den Wasserlöchern gibt es im Sommer dicke Bumskeulen, Schmackeduzien, sagen die Berliner.“

Der Stand der Sonne zeigte den vorgedrängten Nachmittag an, also weiter. Zunächst ging es auf dem Wiesenweg am Waldrand entlang bis zu einem in die Wiesen vorgeschobenen Waldstück. Zur Abkürzung des Weges führte Kurt quer durch den Wald, mitten durch Blaubeersträucher, in denen die zahlreichen Maiglöckchen die ersten Blüten zeigten, und später wieder am Waldrand entlang auf den Wiesenweg. Nach etwa 1/2 Stunde seit dem Aufbruch war die Birke in Sicht, die auf der großen Wiese einsam stand. Hier war die Wiesenfläche weiträumiger und das Graskräftiger und gleichmäßiger im Wuchs. Die Wiesen haben eine etwas höhere Lage als die Dreigroschenwiesen und leiden nicht so sehr unter der Nässe. Es war bei der Heuernte meistens trotzdem nicht möglich, mit dem Heuwagen hinauf zu fahren. Kurt erzählte, wie sie durch Landaufschüttung einen Damm in die Wiese hineingebaut hätten. Ebenso wurde auch der Wiesenweg am Waldrand durch Sandaufschüttung befestigt. Der Sand wurde aus der nahen Grube im Wald entnommen. Ob das erlaubt war? Allerdings nicht, eine Geldbuße mußte gezahlt werden, aber die Arbeit war für Menschen und Pferde wesentlich erleichtert.

Durch den Kiefernwald ging es nun heimwärts. Sie kamen durch einen Jungkiefernbestand, in dem Kurt 20 Jahre früher einmal den ersten und einzigen Hirsch im Klotzow gesehen hat. Die jungen Kiefern waren damals noch klein und die Hirschkuh sprang über sie hinweg. An Hackbarths Wiese, die wie eine Halbinsel in den Wald hineinragt, vorbei wurde am Jagenstein 49 bald wieder die Trift erreicht. In diesem Teil des Waldes war es mit den Mücken auszuhalten. Der Kiefernwald ist ziemlich licht, von Blaubeer- und Himbeergestrüpp und Grasbüscheln unterwachsen. Der Blaubeerertrag ist nicht hoch und für Pilzsucher lohnt es sich noch weniger.

Auf der Trift bogen sie nach links ein und bald nach rechts in einen Jagenweg. Der Kiefernwald wurde bunter und wechselte zu Mischwald über. „In welche Wildnis führst Du mich, ich finde mich hier nicht mehr zurecht“,



Deutsch Krone

Fahles Bruch am Klotzow

sagte Elsa. Mit zunehmender Dämmerung wurden die Mücken wieder lästig. Doch der Weg wurde bald heller. Die Kienbucht war da und lud zu einer kurzen Ruhepause auf der Bank ein, Wald und Wasser in schönster Einheit. Drüben liegt die Liebesinsel. Wieviel solcher Liebesinseln mag es in den ostdeutschen Seen geben? Diese kleine Insel ist aber nicht für Liebende bestimmt, sie soll nämlich gar nicht betreten werden. Am Ende des Sees mündet ein kleiner Bach, der vom großen und kleinen Schmollensee herkommt. Links hinter der Liebesinsel bildet der See eine gleiche langgestreckte Bucht wie die zwischen der Kienbucht und der Bacheinmündung. Dazwischen liegt die 3 km lange Halbinsel Klattenwerder mit der Gaststätte Sonnenheim. „Ein Werder ist wohl immer eine Insel oder Halbinsel“, meinte Elsa, „Werder bei Berlin liegt ja auch auf einer Insel.“ Da kam gerade das Motorboot von Sonnenheim, aber sie ließen es vorbeifahren. Kurt führte seine Begleiterin den Fahr- und Fußweg entlang, der von den Kienbucht durch die Niederung führt. Zu beiden Seiten meistens Haselnußbüsche. Zur rechten erhoben sich jenseits der Niederung die Buchberge mit ihren wuchtigen Buchen, unter denen zu Ostern so viele Leberblümchen blühen. Nach kurzem Weg lag er wieder vor ihnen, der Herthasee. In der Dämmerung des Abends war er dunkler, geheimnisvoller. Früher, als der Wasserspiegel des Radaunensees noch höher war, bildete der Herthasee mit diesem eine Einheit, da die Niederung unter dem Wasserspiegel lag. Jetzt hält nur ein schmaler Graben die Verbindung offen. Langsam und schweigend schritten sie auf dem östlichen Uferwege dahin, zur linken der See, am Ufer mit Schilf und Mümmelblumen bewachsen, die ihre breiten Blätter auf dem Wasserspiegel ausbreiteten. Nun wurde es schon dunkel. Ueber den kurzen Verbindungsweg kamen sie an das Stadtseeufer. Lautlose Stille ringsum, nur im Wasser platschte es, wenn die Fische nach Mücken und Fliegen schnappten. Vom Herthasee her gingen sie Arm in Arm, hingegeben dem Zauber des warmen Frühlingsabends am Ufer des Sees.

Auf den schon erleuchteten Terrassen der Buchwaldwirtschaft stießen sie mit den Gläsern an und löschten den Durst. Mit dem Blick auf den von der Dunkelheit eingehüllten See klang der schöne Tag aus, aber die Erinnerung blieb lebendig an diesen Spaziergang im Klotzow.

Märkisch Friedland um das Jahr 1800

Von Ernst Wilhelm Fritz

2. Teil

Für den örtlichen Baubedarf in Märkisch Friedland standen die nötigen Handwerker zur Verfügung. Aus welchen Gründen führte man Neubauten aus? Doch nur, wenn ein Gebäude altersschwach wurde. Daß das nicht oft der Fall sein durfte, dafür sorgte hin und wieder der rote Hahn. Immer wieder klemmte man den Neubau in die Häuserzeile auf den alten Klotz. Auf den Gedanken, einen besseren Baugrund in gesünderer Gegend zu wählen, kam man damals nicht. Erst später ließ man sich beraten, gute Gründe für eine Verlegung gelten zu lassen. Drei Mühlen schafften Mehl in die Haushaltungen und Bäckereien. Es bestand der Mahlzwang, also die Inanspruchnahme einer bestimmten Mühle. Die Hausbäckerei herrschte vor. Jüdische und christliche Fleischereien kauften Vieh und stellten für die Sonn- und Feiertage Fleisch- und Wurstwaren zum Verkauf bereit. Ein großer Umsatz wurde auch auf den Wochenmärkten erzielt, dann erschienen die Fischer und Gärtner, die Bauersfrauen mit den Eierkörben und die Pantoffelmacher mit den Pantinen. Auf den Jahrmärkten in Märkisch Friedland boten fast alle Handwerker, die für den bäuerlichen Bedarf arbeiteten, ihre Waren aus. Wenn dann am Abend die Kasse den guten Verdienst offenbarte, kam der Handwerksmeister zu der Einsicht: „Handwerk hat einen goldenen Boden!“

Da die Stadt den moorigen Baugrund und eine schlechte Trinkwasserversorgung hatte, kamen oft Epidemien auf. In der Zeit vor 150 Jahren war es recht schwierig, solche Seuchen zum Erliegen zu bringen. Im Jahre 1801 traten die Pocken auf; der dritte Teil der Kinder und Jugendlichen aus Märkisch Friedland sank ins Grab. Wochenlang gab es täglich drei und mehr Beerdigungen. Dr. Phöbus, ein sehr tüchtiger Arzt, konnte dann schließlich doch der Medizinalbehörde das Ende der Seuche melden. Nach Jahresfrist forderte der Typhus wieder seine Opfer. Diese Krankheit ist bis in die letzte Zeit dem Heimort treu geblieben, und oft war das Trinkwasser der Grund der Wiederkehr. Viel zu müheelos war oft im Wiesenboden der provisorische Brunnen gegraben worden, der nach einigen Stunden schon die Küche versorgen konnte.

Für die beiden Konfessionen waren als Stätten der Anbetung der Tempel der Israeliten und die evangelische Stadtkirche. Der Tempel wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts mit Genehmigung der Wedells errichtet. Um 1800 hatte die Judengemeinde einen sehr tüchtigen Rabbiner, der bald darauf als Oberrabbiner an die Synagoge in Posen berufen wurde. Er hatte in Märkisch Friedland ein Seminar für jüdische Vorbeter und Lehrer gegründet und die Vorarbeiten

in die Wege geleitet, das Schulhaus für die jüdischen Kinder am Fließ zu bauen, das dann die vierklassige Judenthule aufnahm, die ein akademisch vorgebildeter Rektor — evangel. Religion — leitete. Die Schule war auch bei den Protestanten das Kind der Kirche. Um 1800 stand die Kirche ohne Turm da. Die Glocken hingen im Stuhl, der auf dem Kirchhofe stand, hinter der Schule. Im Pfarrhaus wohnten der Oberpfarrer Friedrich Wilhelm Wohlfromm, noch recht jung an Jahren, aus dem Schulhause Altprochnows stammend, und der alte Kaplan Meerkatz, klein, kahlköpfig und dickbäuchig, der Lehrer der Unterklasse. Der theologisch vorgebildete Rektor Pax, der beste Kunstkennner in der Stadt, wohnte in der Oberstube der Schule. Dort unterrichtete er die Klasse mit den größeren Schulkindern.

Wohlfromm war 1772 als Superintendent des Kroner Kirchenkreises und als Inspektor aller Schulen des Netzedistrikts bestellt worden. War er daheim, dann hielt er den Hauptgottesdienst in der Stadtkirche und predigte im Monat zweimal in Henkendorf. Meerkatz war Pastor für Wordel. In der Stadtkirche mußte er sonntags die Frühpredigt halten. Seine Schulstube war ein Zimmer seiner Wohnung, dürftig ausgestattet; denn die Kinder saßen auf Bänken ohne Lehnen und hielten die Tafeln beim Schreiben auf den Knien. Pax spielte bei den kirchlichen Handlungen die Orgel. Lange Zeit war dieser kluge und fleißige Rektor in bester Verfassung, bis ihn dann eines Tages der Trunk lähmte. So verkam der junge Mensch; er war nicht verheiratet, hatte aber aus der Hauslehrerzeit eine kleine Tochter. Pax verließ eines Tages seinen Arbeitsplatz, und er soll im kommenden Winter auf der Landstraße erfroren sein. Der Lebensspruch des Oberpfarrers (Phil. 2, 5) wurde von ihm im Herzen getragen. Er verheiratete sich mit Ida Stoecker aus Halle/Saale. In der Familie waren zwei Söhne und zwei Töchter. Die Mädchen kamen durch Heirat in benachbarte Pfarrhäuser. Beide Jungen machten den Eltern Sorge; der ältere zeigte sich als schwachsinniges Kind und der jüngere bekam als Kleinkind Muskelatrophie, die Beine und Arme konnten nicht gebraucht werden. Gute Freunde beschäftigten sich mit den Kleinen an der Hobelbank. Jedoch die Jungen starben bald. Ich hatte Gelegenheit, im Staatsarchiv zu Danzig die Schulakten des Netzegebiets aus jener Zeit zu sehen und mußte feststellen, daß Wohlfromm ständig bemüht war, das Schulwesen zu verbessern. Da die Lehrer schlecht bezahlt wurden, waren auch gute Schulklassen recht selten.

Forts. folgt.

Was uns angeht

Jeder Fünfte ein Heimatvertriebener

Die Zahl der Vertriebenen im Bundesgebiet hat sich im ersten Vierteljahr 1953 — wie aus Erhebungen des Statistischen Bundesamtes hervorgeht — um etwa 38 000 erhöht. Während die Gesamtzahl der Vertriebenen in diesem Zeitraum auf 8 296 000 anstieg, belief sich die Zahl der Zugewanderten auf 1 949 000. Es entfallen damit auf diese beiden Personenkreise im Bundesgebiet 10 245 000 Personen, was einem Anteil von 21 Prozent der Gesamtbevölkerung entspricht.

Wieder auf eigener Scholle

Bekanntlich wird in den einzelnen Bundesländern bei der Eingliederung der Heimatvertriebenen in den Wirtschaftsprozess besonderer Wert auch darauf gelegt, den vertriebenen Bauern und Landwirten Grund und Boden aus brachliegenden Ländereien, Staatsbesitz und sonstiger Verfügbarkeit zur Bewirtschaftung zu übertragen. Hvp erfährt hierzu, daß bis zum 30. Juni dieses Jahres rund 38 400 heimatsvertriebene Landwirte wieder eigenes Land in den einzelnen Ländern der Bundesrepublik erhalten haben. Von diesen neu übernommenen Betrieben mit einer Nutzfläche von insgesamt rd. 267 700 ha entfallen 7 756 auf auslaufende Höfe und 22 951 auf stillgelegte Höfe.

140 000 warten auf Umsiedlung

Monatlich werden noch etwa 5 000 Anträge auf Umsiedlung von den in Schleswig-Holstein lebenden Heimatvertriebenen gestellt, geht aus einer Mitteilung des schleswig-holsteinischen Sozialministeriums hervor. Insgesamt warten

noch etwa 140 000 Personen auf ihre Umsiedlung. Von dem Umsiedlungssoll von 365 000 Vertriebenen wurden bisher 261 000 umgesiedelt. Eine Meinungsbefragung des Statistischen Landesamtes hat ergeben, daß von 1 200 Befragten nur 13 Prozent ihre Umsiedlungsabsicht aufgegeben haben, 9 Prozent wünschen eine Umsiedlung innerhalb des Landes falls eine Umsiedlung in ein anderes Bundesland nicht möglich ist. Für die zunehmenden Beziehungen zwischen Einheimischen und Vertriebenen spricht die Prozentziffer von 28 Prozent der Befragten, welche mit Einheimischen verschwägert sind.

Fast 200 000 aus Westberlin

Anlässlich der Einweihung des Lagers Krodorf-Gleiberg, eines Nebenlagers des Bundesnotaufnahmeflughafens Gießen, wies der hessische Innenminister darauf hin, daß die Lager in Hessen überfüllt seien und niemand mehr aufgenommen werden könne. Der Bau von 2 000 Wohnungen für Sowjetzonenflüchtlinge bis zum Eintreten der kühleren Jahreszeit sei besonders deshalb eine beachtliche Leistung, da der Bund nur DM 6 000 für die Erstellung einer Wohnung für eine sechsköpfige Familie zur Verfügung stelle, die Kosten sich aber auf 10 bis 11 000 DM beliefen, die durch Mittel des Landes Hessen bzw. des Landesamtsamtes gedeckt werden müßten. Staatssekretär nahm vom Bundesvertriebenenministerium antwortete darauf, daß der Bund weitere 100 Millionen DM für Flüchtlingswohnungen ausschütete, von denen 7,5 bis 8 Millionen auf Hessen entfallen. Die Belastung habe sich deshalb ergeben, da bis zum 1. August 192 000 Flüchtlinge aus Westberlin in das Bundesgebiet gekommen seien, während man nur mit 120 000 gerechnet habe.

Riesige Unordnung

Die Zeitung der polnischen kommunistischen Jugendorganisation, der „Sztandar Młodych“, übt schärfste Kritik an den Zuständen auf der Stettiner Werft. Die Arbeiter, so heißt es in dem Bericht, seien zumeist unqualifizierte Kräfte, die man dorthin zwangsverpflichtet habe und die erst allmählich ausgebildet werden müssen. Auf dem Arbeitsplatz herrsche „riesige Unordnung“, sodaß schon verschiedentlich dadurch Unfälle entstanden seien. Die Sauerstoffflaschen liegen z. T. unter schweren Eisenteilen, sodaß es infolge von Zusammenstößen zu Explosionen kam, die schweren Schaden anrichteten. Dabei würden die Arbeiten sowieso schon dadurch verzögert, daß es an der genügenden Belieferung mit Sauerstoff für die Schweißapparate mangle. Kürzlich mußten an einem Tage die Arbeiten deshalb bereits mittags eingestellt werden. Auch die Schweißer seien schlecht ausgebildet, sodaß ihre Arbeit vielfach eine „Fehlproduktion“ darstelle. „Dies kommt übrigens häufiger vor“, heißt es in dem Bericht abschließend, wozu noch bemerkt wird, daß die Nachbearbeitung bereits eingebauter Eisenteile besonders schwierig und zeitraubend sei.

So sieht's in Danzig aus

Die polnische Wirtschaftszeitung „Gazeta Handlowa“ setzt die Reihe ihrer Klagen über die Zustände im polnischen Gastwirtschaftsgewerbe mit einem neuen Bericht über die Danziger Restaurants fort. In Danzig, wo sich gegenwärtig 31 Gaststätten befinden — ihre Zahl soll bis Mitte 1954 auf 44 erhöht werden — seien die Verhältnisse besonders katastrophal. Die Restaurants befänden sich in kleinen, dunklen Räumlichkeiten und verfügten „kaum über die nötigste Ausrüstung.“ Die Auswahl der Speisen sei sehr klein und entspreche nicht den ausgelegten Speisekarten. Die Gäste müßten durchschnittlich 40—50 Minuten warten, bis sie bedient werden. Besonders verbreitet sei die Fliegenplage. Hierzu heißt es wörtlich: „Die Fliegenfänger helfen kaum, da sie nicht nur keine Fliegen fangen, sondern den Fliegen als Nahrung dienen, indem diese nach Belieben ungehindert davon loskommen.“

Soldatengräber, die verfallen

Die Grabstellen sind eingeebnet und die Kreuze verschwunden, teilt ein noch heute in der Heimat lebender Pommer in einem kürzlich eingetroffenen Brief über den Zustand deutscher Soldatengräber im Kreis Kolberg mit. Der Briefschreiber hatte auf Bitten eines jetzt in Westdeutschland lebenden Landsmannes nach dem Verbleib von Gräbern deutscher Soldaten geforscht, welche bei den Kämpfen um Pommern gefallen waren. Auch die Dorffriedhöfe in diesem Teil Pommerns sind zum größten Teil verwahrlost, so sind die Grabkreuze und -steine umgeworfen und die Gräber von Unkraut überwuchert.

Entscheid ohne Menschlichkeit

Nach Ansicht des Versorgungsamtes Braunschweig soll der jetzt 13 Jahre alte Ostpreußenjunge Gerhard die Bundesrepublik verlassen und nach Neidenburg in Ostpreußen zu Mutter und Geschwistern zurückkehren, die dort in trostlosen Verhältnissen dahinvegetieren, weil es „nur natürlich sei, wenn das durch die Kriegsverhältnisse nach der Bundesrepublik verschlagene Kind wieder seiner Mutter zugeführt werde“. Im Jahre 1945 hatte ein deutscher Soldat den damals knapp vier Jahre alten Gerhard einem Ostpreußen in den Wagen gehoben, als der Treck, dem Gerhards Mutter zugehörte, in Beschuß geriet. Der Ostpreuße nahm sich des Jungen auch nach Ankunft in seinem Aufnahmeort Schlewecke, Kr. Gandersheim, an und ermöglichte ihm sogar den Besuch der Oberschule. Nach Jahren erst erfuhr man, daß Gerhards Mutter und Geschwister noch in Ostpreußen am Leben waren, aber keine Möglichkeit haben, in die Bundesrepublik zu gelangen. Daraufhin wurde jetzt Waisenrente für Gerhard beantragt, die den obigen Entscheid erbrachte, der wegen seines Unverständnisses beträchtliches Aufsehen erregt hat.

Für unsere Bezieher!

Der stets um Monatsmitte erscheinende „Deutsch Kroner Heimatbrief“ kann nur durch die Post bezogen werden. Für den Fall des Ausbleibens einer Nummer ist das Postamt, bei dem die Bestellung und Bezahlung der Bezugsgebühren erfolgte, verpflichtet, die fehlende Ausgabe auf postalischem Wege anzufordern und dem Bezieher ohne Kosten nachzuliefern. Es darf also für den Bezieher keine Ausgabe über das Monatsende ausbleiben. Bei vergeblichem Bemühen melde man sich bei der Verlagsleitung in Völkse/Deister, Lange Str. 31

Die gute Tat

Vor etwas über einem Jahre kam ich mit meiner Familie in Duisburg an. Wir sind Flüchtlinge. Ich habe zwei Jungen im Alter von neun und zehn Jahren. Mein Mann hatte Glück. Er bekam sofort Arbeit und von seiner Firma eine Wohnung. Wir hatten kein Geld, denn wir hatten nichts mitbringen können.

Die Einrichtung der Wohnung zwang uns zu Abzahlungsgeschäften, und wir mußten auf vieles verzichten. Es war kaum daran zu denken, daß wir uns Kleider kaufen konnten.

Eines Tages lag vor meiner Korridortür ein Päckchen. Als ich es aufmachte, entdeckte ich eine Bluse für mich. Einige Tage später lag eine Dose vor der Tür. Inhalt ein Paar neue Strümpfe.

Ich legte mich auf die Lauer. Als es eines Tages wieder an der Tür raschelte, öffnete ich die Tür schnell und überraschte eine Hausbewohnerin, die unter uns wohnt. Sie bereitete mir im Laufe der Zeit noch mehrere Ueberraschungen ohne viel Worte zu machen. Sie hatte erkannt, daß es uns sehr schlecht ging.

I. V., Duisburg.

Heim für blinde Mädchen

Hannover. Mehrere Familien Heimatvertriebener und vor allem berufstätige blinde Mädchen erhalten im Dezember ein Heim in der niedersächsischen Hauptstadt, wo in der Voltastraße dieser Tage das zweite Blinden-Wohnhaus gerichtet werden konnte. Hannover ist damit die erste Stadt in Niedersachsen, in der zwei Wohnhäuser für Blinde gebaut werden konnten.

Heitere Ecke

Der Hahn am Flügel

„Ja, wenns kein Kammergericht gäbe,“ hatte schon der bekannte Windmüller von Sanssouci dem großen König erwidert, als Friedrich II. das Mühlengeklapper gar zu sehr störte. Etwas ähnliches mußte der allzu strenge Gewerberat von Dt. Krone erfahren, der selbst in seiner Amtstätigkeit zu gerne das ganze Strafregister spielen ließ. Eine Polizeiverordnung wurde der Ehefrau des Gestrengen zum Verhängnis, die quietschvergnügt ein Sonntagshähnchen auf dem Wochenmarkt erstanden hatte und nun den krähenden Gockel nach Hause trug. Das Auge des Gesetzes aber wacht und nahm die Frau Gewerberat in eine Ordnungsstrafe von 20,— DM. Es war nämlich verboten, lebendes Schlachtgeflügel an den Flügeln nach Hause zu tragen, von wegen der Tierquälerei! Doch der wutschnaubende Mann von der Gewerbeaufsicht sah dies nicht ein, beantragte richterliche Entscheidung, fiel damit durch und trieb schließlich die Sache bis zum Kammergericht. Wiederum ohne Erfolg.

Es können eben auch Gewerberäte straffällig werden, wenn ihre bessere Ehehälfte auf dessen ureigenstem Gebiet daneben haut.

Bomster „Hinterhaus-Auslese“

„Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schönlanke, Filehne“ so hat man die Namen von Städten aus der ehemaligen Provinz Posen einst zu einem Hexameter geordnet, um damit die Herkunft eines Abgeordneten des damaligen Deutschen Reichstages zu belächeln. Viel Spott wurde um diese kleinen, aber sehr betriebsamen und wohlhabenden Städtchen getrieben, zumeist ganz zu Unrecht, denn sie waren alle viel besser als ihr Ruf und zeichneten sich vielfach durch reizvolle landschaftliche Umgebung aus. — Herbesten Spott aber mußte sich das Städtchen Bomst gefallen lassen wegen des Weines, den man dort seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts baute. Wein aus dem Posenschen und gar aus Bomst, das war nach des Dichters Johannes Trojans Versen, die er 1888 schrieb, „aller Sauerkeit Mutter.“ „Es löst in diesem scharfen Bomster Wein sich Granit auf und Ziegelstein“ schreibt er humorig lästernd. Und doch bauten einige Unentwegte in Bomst Wein an und — machten keineswegs ein schlechtes Geschäft mit ihm. Sie lieferten nämlich alljährlich manches Faß Bomster Wein an westdeutsche Sektkellereien, und es soll sogar des Bomster Weines Besonderheit bei der damaligen deutschen Schaumweinbereitung geschätzt gewesen sein. „Bomster Hinterhaus Auslese“ ist zwar nicht gerade eine sich empfehlende Lagenbezeichnung, doch behauptet eine ganze stattliche Reihe Zeugen, daß sie manch weißes und rotes Schöpplein Bomster mit Genuß getrunken haben.

Glaubensnot im deutschen Osten

Aus Berliner kirchlichen Kreisen, die enge Fühlung zu den evangelischen Christen im Osten haben, wird u. a. berichtet: Die Trostbedürftigkeit der immer noch zur Zwangsarbeit eingesetzten Menschen ist heute größer als je. In der Gegend von Liegnitz und Schweidnitz macht sie sich in letzter Zeit besonders bemerkbar. Weiterhin schwierig bleibt die kirchliche Versorgung der Evangelischen auf den Staatsgütern, zu denen Pastoren oder Lektoren nur selten kommen. Trotzdem scheinen bis auf die Ausraubung der Gnadenkirche in Landeshut und der Kirche in Lomnitz die bisherigen schlesischen Gotteshäuser weiterhin zur Benutzung frei gegeben zu sein. Aus einer dieser schlesischen Gemeinden wird mitgeteilt, daß ihr die Ausübung von Gottesdiensten nur im früheren Konfirmandenzimmer gestattet ist. Wie im Vorjahre, so haben sich einzelne Familien auch jetzt wieder dazu verpflichtet, je einen Zentner Kohle, abzugeben, damit der Raum zu den sonntäglichen Veranstaltungen geheizt werden kann.

In Pommern soll das kirchliche Leben in den Kreisen Stolp und Köslin, zum Teil auch in Schlawa, erfreulich sein, während aus anderen Kreisen wie Rummelsburg, Neustettin und auch Kolberg Nachrichten vorliegen, daß es dort so gut wie gar keine geistliche Betreuung und Versorgung gebe.

Auch weiter Anträge möglich

Wie hvp vom Bundesausgleichsamt in Bad Homburg erfährt, können Anträge auf Währungsausgleich für Sparguthaben Vertriebenen auch weiterhin gestellt werden. Die ursprüngliche Antragsfrist war mit dem 31. August 1953 abgelaufen.

Bundesvertriebenengesetz

Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge. Textausgabe mit erläuternden Beiträgen unter besonderer Berücksichtigung der Flüchtlingssiedlung, der steuerlichen Bestimmungen und der Schuldenregelung. Bearbeitet von Ministerialdirigent Werber, Ministerialrat Dr. Bode, Oberregierungsrat Dr. Ehrenfoth. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart und Köln 1953, 124 S.

Dem Abdruck ist eine Einführung vorangesetzt, in welcher die Gesetzesmaterie in faßlicher Form erläutert wird. Damit ist für die Vertriebenen ein guter Ratgeber und Weiser geschaffen.

Treffen in Frankfurt/Main

Nach dem diesjährigen großen Heimattreffen in Hannover, werden sich die Deutsch Kroner aus Frankfurt am Main und näherer und weiterer Umgebung zum ersten Male wieder am Sonnabend, dem 31. Oktober 1953, um 19 Uhr, in Frankfurt/M., Börsenkeller (zwischen Hauptwache und Eschenheimer Turm) treffen. Soweit Anschriften bekannt sind, werden noch besondere Schreiben mit Hinweisen auf das Programm versandt werden. Voraussichtlich werden diesmal auch die Tanzfreudigen zu ihrem Recht kommen.

Rechtsanwalt Dr. Ulrich Krieszeleit,
Frankfurt a. Main, Goethestr. 14

Gesucht werden

Hans Feldmann, Feinmechaniker (Fahrradwerkstatt) Dt. Krone, Hindenburgstraße 1, von Charlotte Quandt, Lehrerin, (21a) Espelkamp-Mittwald, Görlitzer Straße 34. Familie Anna Pass, (geb. 7. 11. 95), Dt. Krone, Blücher-ring 38, von Willy Vieck, Schwerstkriegsbeschädigter, zuletzt wohnhaft in Linz a. d. Donau, jetzt in Fürth/Bayern, Ludwigstraße 7. Letzte Nachricht von den Eltern vom Flugplatz Demmin März 1945 erhalten. Es wird herzlich um Hilfe zur Auffindung der Eltern und Geschwister gebeten.

Weiß jemand die Anschrift der Familie des ehemaligen Polizeikommissars Eilert, Dt. Krone? Anschrift erbeten von Otto Kniese, Bad Hersfeld, Dudenstraße 25.

Durch den Wechsel unseres Schriftleiters ist eine

Büro-Schreibmaschine

„Underwood“-Perlschrift, mit Langwagen, frei geworden und preiswert abzugeben.

Interessenten können sich melden bei Dr. Gramse, Hannover, Volgersweg 12.

Wer kann mir eine brauchbare Aufnahme der

Schrotzer Kirche

leihweise zur Verfügung stellen?

Dr. Gramse, Hannover, Volgersweg 12.

Gerhard Freidel, Dt. Krone, bei der Firma Weiss & Bock bis 1944, wird gesucht von Frau Wally Radsiek, Berlin SW 61, Möckernstr. 72.

Schwester Gertrud Zimmermann aus Lüben und Bruder Rudolf Wegner aus Gr. Wittenberg und Mutter Auguste Wegner, Gr. Wittenberg, sowie Willi Zimmermann, Gr. Wittenberg, gesucht von Emil Wegner, Mechow, Kreis Kyritz. Nachrichten sind zu senden an Frau Stielau, Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 83.

Familiennachrichten

Hochzeit

Geheiratet haben im Februar 1953 in Moers/Rhein, Annastraße 1, Toni Zielinski, Danzig und Erika Nahs, Dt. Krone, Königstraße.

Ursula Gramse, die älteste Tochter des Bauern Leo Gramse, Dt. Krone, Buchwald, jetzt Hannover, Asseburgstr. 3, und Piet de Bree aus Amsterdam, heirateten am 28. 9. 53.

Silberhochzeit

Das Fest der Silbernen Hochzeit können am 12. November 1953 das Ehepaar Hans Schmidt und Frau Anna, geb. Polzin, aus Dt. Krone, Sägewerk Renkawitz, in Düsseldorf, Hoffeldstraße 33, begehen.

Geburtstage

Frau Anna Quandt, geb. Marohn, Dt. Krone, Hindenburgstraße 1, jetzt Espelkamp-Mittwald, Görlitzer Straße 34, begeht am 15. Oktober ihren 90. Geburtstag.

Ihren 85. Geburtstag beging am 24. 9. 53 Frau Meyer, Frau des Fabrikbesitzers Heinrich Meyer, Jastrow, jetzt wohnhaft in Hohn, Kr. Rendsburg.

Seinen 80. Geburtstag konnte am 3. 10. 53 Oberpostinspektor Paul Baumgart (Jastrow) jetzt in Heppenheim, Bensheimer Weg 37; bei guter Gesundheit begehen.

Verstorben

Am 29. 5. 1953 verstarb im Alter von 55 Jahren in Knorrendorf bei Kleeth Mecklbg. der Bauer Bruno Frommholz, früher Schrotz-Abbau, Kr. Dt. Krone.

Frau Anna Wolter, geb. Schulz, früher Dr. Krone, St. Josephstift (Mutter von Bruno Wolter, Bremerhaven-G., Brommstraße 24), ist im Alter von 76 Jahren am 20. 9. 1953 in Pfafferoode/Thür. gestorben.

Wir freuen uns sehr

über die glückliche Ankunft unserer Tochter *Beate*

Christiane Mühlfeld, geb. Sand
z. Zt. Universitäts-Frauenklinik

Richard Mühlfeld

Unterjeringen bei Tübingen, Marktgasse 8

Tübingen, den 18. September 1953

BETTFEDERN (füllfertig)



1 Pfd. handgeschliffen DM 9.30, 11.20 und 12.60
1 Pfd. ungeschliffen DM 5.25, 9.50 und 11.50

fertige Betten

billigst, von der heimatbekannten Firma

Rudolf Blahut, Furth i. Wald

(früher Deschenitz u. Neuern, Böhmerwald)

Verlangen Sie unbedingt Angebot, bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig decken.

Herausgegeben wird der „Deutsch Kroner Heimatbrief“ von der Kreisgruppe Deutsch Krone, Grenzmark Posen-Westpreußen Hannover, in der Pommerschen Landsmannschaft Hannover Stadt, Dr. A. Gramse, Volgersweg 12. Fernruf 25295.
Verlagsleitung: Verleger Willi Halb, (20a) Völksen/Deister, Lange Straße 31.
Schriftleitung: Otto Kniese, (16) Bad Hersfeld, Dudenstraße 25 Fernruf 1210. Beiträge bis spätestens 25. des Vormonats erbeten.
Druck: J. C. Erhardt, Springe/Deister. Fernruf 217.
Bezugspreis: durch die Post vierteljährlich 1,80 DM. Bestellungen nimmt jede Postanstalt entgegen. (Postzeitungsliste 1953 Einzelnummern gegen Einsendung von 60 Pfg. je Stück von Dr. A. Gramse, Hannover, Volgersweg 12, erhältlich, Postscheckkonto Hannover 15655.